

Neuzugänge

Volkhard Knigge u.a. (Hg.): Buchenwald. Ausgrenzung und Gewalt 1937 bis 1945. Göttingen: Wallstein, 2016

Manfred Görtemaker, Christoph Safferling: Die Akte Rosenberg. Das Bundesministerium der Justiz und die NS-Zeit. München: C.H. Beck, 2016

Stiftung niedersächsische Gedenkstätten (Hg.): Vier Kieselsteine: die Geschichte der Familie Blumenthal. Lernmaterialien zum biografischen Lernen über die Judenverfolgung im Nationalsozialismus am Beispiel der Familie Blumenthal aus Hoya, Celle: Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, 2017

Miriam Schulz: Der Beginn des Untergangs. Die Zerstörung der jüdischen Gemeinden in Polen und das Vermächtnis des Wilnaer Komitees. Berlin: Metropol, 2016

Waltraud Bierwirth: „Die Firma ist entjudet“. Schandzeit in Regensburg 1933–1945. Regensburg: Pustet, 2017

Ingrid Wölk, Leo Baer: Leo Baer. 100 Jahre deutsch-jüdische Geschichte. Mit den „Erinnerungssplintern eines deutschen Juden an zwei Weltkriege“ von Leo Baer und einem Vorwort von Gerd Krumeich. Essen: Klartext, 2016

Enrico Heitzer u.a. (Hg.): Von Mahnstätten über zeithistorische Museen zu Orten des Massentourismus? Gedenkstätten an Orten von NS-Verbrechen in Polen und Deutschland. Berlin: Metropol, 2016

Horst Schäfer: „... und tilg nicht unser Angedenken.“ Recherchen zum Bewahren der Würde der NS-Verfolgten Dietzenbachs, Dietzenbach: Eigenverlag, 2016

Herwig Czech; Paul Weindling; (Hg.): Österreicherische Ärzte und Ärztinnen im Nationalsozialismus. Wien: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 2017

Brigitte Brändle, Gerhard Brändle: Adelante Libertad: Spanienfreiwillige aus Baden 1936–1939. Karlsruhe: Eigenverlag, 2016

Gerald Lehner: Zwischen Hitler und Himalaya. Die Gedächtnislücken des Heinrich Harrer. Wien: Czernin, 2017

Raul Hilberg: Anatomie des Holocaust. Essays und Erinnerungen. Die Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2016

Christiane Kuller; Annegret Schüle; Jochen Voit (Hg.): Nieder mit Hitler! Der Widerstand der Erfurter Handelsschüler um Jochen Bock. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2016

Buchbesprechungen

Vom unbekanntem Opfer zur Ikone

Jeder kennt das Bild des lächelnden jungen Mädchen aus Frankfurt mit dem schulterlangen schwarzen Haar, das mit 15 Jahren im Konzentrationslager Bergen-Belsen zu Tode kam. Ihr Tagebuch, das sie in ihrem Amsterdamer Versteck geschrieben hat, wurde weltweit über 20 Millionen Mal verkauft. Mit Sicherheit gehört dieses Werk zu den am häufigsten gelesenen Lektüren im Schulunterricht. Unzählige Schulen und Straßen sind nach ihr, Anne Frank, benannt.

Weniger bekannt ist dagegen die Nachgeschichte des Tagebuchs von Anne Frank, das unter dem Titel „Het Achterhuis“ (Das Hinterhaus) 1947 erstmals erschienen war. David Barnouw vom Niederländischen Institut für Kriegsdokumentation (NIOD) zeigt in seinem Buch über „Das Phänomen Anne Frank“, wie aus dem Tagebuch eines unbekanntem Mädchens ein Stück Weltliteratur entstehen konnte, und wie Anne Frank zum „Gesicht des Holocaust“ wurde. Barnouw liefert dabei einen guten Überblick über verschiedene Fragestellungen der Forschungen zu Anne Frank. Er reflektiert nicht nur die editorische Entwicklung des Tagebuchs, die auf verschiedenen Versionen Anne Franks, editorischen Eingriffen und unterschiedlichen Übersetzungen beruht. Schon das ist für diejenigen besonders interessant, die mit dem „Tagebuch der Anne Frank“ im Schulunterricht oder in der außerschulischen Bildungsarbeit tätig sind.

Barnouw widmet sich aber auch dem medialen Aufgreifen in Form von Theaterstücken und Filmen, die das Bild von Anne Frank bis in die Gegenwart prägen. Dieses Bild und die Entwicklung Anne Franks zur quasi popkulturellen Ikone sind eng verbunden mit individuellen, künstlerischen und politischen Projektionen und Instrumentalisierungen. Barnouw verdeutlicht dies beispielsweise an der Frage, wie „jüdisch“ Anne Frank war. Ausführlich geht er der Frage nach, wer das Versteck der Familie Frank und der anderen Mituntergetauchten verraten hat. Barnouw argumentiert schlüssig anhand der vorhandenen Denunziationsthesen, dass es niemand aus dem direkten Umfeld der Versteckten war. Deutlich markiert er außerdem die Konflikte um Anne Frank, die mit dem Tod ihres Vaters Otto Frank zunahm. Er analysiert die rechtsextremen Angriffe, die die Echtheit des Tagebuchs in Zweifel ziehen, bis hin zu Auseinandersetzungen zwischen dem Anne-Frank-Fonds in Basel, der Anne-Frank-Stiftung im Amsterdam und dem Niederländischen Institut für Kriegsdokumentation. Und dennoch: David Barnouws „zweite Geschichte“ der Anne Frank macht Lust, das „Tagebuch der Anne Frank“ nach langer Zeit wieder aus dem Regal zu nehmen und sich selbst auf die Spuren ihrer Geschichte zu begeben.

David Barnouw: Das Phänomen Anne Frank. Essen: Klartext, 2015

Thomas Altmeyer

Linke Opposition in der Weimarer Republik

Es ist eine Grundaussage der antifaschistischen Geschichtsperspektive, dass die Machtübertragung an die NSDAP wegen der Spaltung der Arbeiterbewegung nicht verhindert werden konnte. Zumeist wird darunter nur die Auseinandersetzung zwischen KPD und SPD verstanden. Dass es auch innerhalb der Kommunisten erhebliche ideologische Auseinandersetzungen gab, die ein gemeinsames Handeln unmöglich machten, zeichnet Marcel Bois in seiner 2014 vorgelegten Doktorarbeit mit dem Titel „Kommunisten gegen Hitler und Stalin“ nach.

Im Zentrum seiner Untersuchung stehen gut ein Dutzend Gruppierungen innerhalb und außerhalb der KPD, die er der linken KPD-Kritik zuordnet und von der „rechten Kritik“ der KPD abgrenzt. Dabei versteht er – im Gefolge von Hermann Weber und Arthur Rosenberg – diese Kritik als „Opposition gegen die Stalinisierung“ und als Kritik an der Sowjetunion.

Auf über 500 Textseiten beschreibt der Autor – mit Blick auf die sowjetrussische Entwicklung – die Vorgeschichte der linken Opposition und – als Schwerpunkt – den Linksradikalismus in der frühen KPD und gegen die Stalinisierung. Auf 50 Seiten behandelt er den „Kampf gegen den Faschismus“, wobei er hier weitgehend die Trotzki-Thesen als Handlungsrahmen in den Mittelpunkt rückt. Den Abschluss bildet ein umfangreiches Kapitel zur Sozialgeschichte der Linken Opposition.

Die Arbeit kommt mit großen Ansprüchen daher, erstmalig werde die Entwicklung der linken Opposition der KPD als Gesamtgeschichte geschrieben. Außerdem werde erstmalig der Linkskommunismus anhand einer Synthese aus Politik- und Sozialgeschichte dargestellt. Und als Drittes werde erstmalig die Geschichte der bislang „vergessenen“ Weddinger Opposition systematisch untersucht.

Aus der Sicht des Rezensenten hätte der Anspruch auch ein wenig bescheidener formuliert werden können, da beispielsweise der Autor bei der „Gesamtgeschichte“ einräumen muss, bei einigen Gruppen über so wenig Material – obwohl er erkennbar mit großer Akribie Archivarbeit betrieben hat – zu verfügen, dass sie nur angedeutet werden konnten. Zweitens suggeriert der Anspruch einer „Gesamtgeschichte“, dass es sich bei den untersuchten Gruppen und Fraktionen um eine mehr oder weniger einheitliche Bewegung gehandelt habe. Das tatsächlich „Gemeinsame“ war die Kritik an der jeweiligen politischen Führung der KPD in der Weimarer Republik, die – wie man weiß – weder homogen, noch ideologisch einheitlich gewesen ist. Das heißt, eine irgendwie geartete gemeinsame ideologische Plattform, auf der man einen Organisationsaufbau hätte betreiben können, existierte nicht. In Zeiten ihres stärksten Einflusses bekannten sich 700 Funktionäre der Partei zu dieser linken Richtung, die 20.000 Anhänger vertreten haben sollen. Die linke Opposition zerfiel faktisch – wie Bois richtig feststellt – in diverse lokale Strömungen. Kennzeichnend ist dabei, dass bei den meisten Gruppen die Anhängerzahl in den 1930er Jahren auf eine dreistellige Größenordnung schrumpfte, während die KPD 1932 über etwa 150.000 Mitglieder und organisierte Anhänger verfügte. Bezeichnend ist auch, dass „linke Kritiker der KPD“ in Thüringen z. B. Ende der 1920er Jahre sich der SPD anschlossen, was zumindest ideologisch ambivalent war.

Eine Erklärung dafür hätte möglicherweise eine intensivere Bezugnahme auf die Forschungen zur Sozialgeschichte der Arbeiterbewegung liefern können, die nämlich die Milieueinbindung und soziale Lage intensiver gewichtet als die bisherigen Ansätze der Organisationsgeschichte. So überzeugt weder Bois' Kritik an Klaus-Michael Mallmann, noch ist es verständlich, warum die grundlegenden Studien von Jürgen Kuczynski offenbar nicht rezipiert wurden.

Gerade diese Perspektiven hätten Bois' verdienstvolle Aufarbeitung der „Weddinger Opposition“ noch überzeugender gemacht, warum insbesondere der „Rote Wedding“ zu einem Zentrum linksradikaler KPD-Position bzw. linker Kritik an dogmatischen Verhärtungen werden konnte. Hier war die KPD kulturell und politisch hegemonial, so dass eine sozialistische „Tagesperspektive“ durchaus vorstellbar war und alles Abweichen von der „Revolution als Tagesaufgabe“ als rechte Abweichung verstanden wurde. Man lese nur den Roman von Klaus Neukrantz „Barrikaden am Wedding“, um die sozialen Wurzeln der „Weddinger Opposition“ zu verstehen.

Das Scheitern der linken Opposition wird von Bois vor allem damit begründet, dass sie einen „übermächtigen

Gegner" hatten „der über Geld, Genossen und einen Geheimdienst verfügte“. Andererseits verweist er auch darauf, dass die „linke Opposition“ „mitverantwortlich für den desolaten Zustand ihrer Partei waren“ und in den Augen mancher Kritiker „unauffällig“ erschien.

Wenig überzeugend ist die Bewertung der Haltung der linken Kritiker der KPD gegenüber der Gefahr des aufkommenden Faschismus. Während die „rechte Opposition“ um Thalheimer und die Gruppe Arbeiterpolitik ein politisch abgeleitetes Bündiskonzept hatte, das sie auch in praktisches Handeln umsetzten, folgte ein Teil der „Linken“ Trotzki, der – aus dem türkischen Exil – von KPD und Komintern forderte, dass diese ihre fehlerhafte Politik änderten, um eine Einheitsfront mit der SPD zu erreichen. Da hinter diesen Appellen jedoch keine organisationspolitische Kraft stand, folgten daraus nur auf lokaler Ebene praktische Konsequenzen.

Ein grundsätzliches Problem dieser Arbeit, die eigentlich sehr stark geprägt ist durch individuelle Perspektiven von zumeist intellektuellen Kleingruppen (auch wenn Bois davon spricht, dass sich die Mehrheit der linken Kritiker als „Fabrikarbeiter“ bezeichneten), ist die zwangsläufige Fixierung auf gedruckte bzw. schriftlich überlieferte Quellen. Es fehlt das Korrektiv der Zeitzeugen, die sowohl in der Gewichtung als auch in der Bewertung von Ereignissen bzw. Auseinandersetzungen Hilfestellung hätten geben können. So entstand eine Arbeit, die – mit großer Sympathie für trotzkistische Gruppen verfasst – nur unzureichend die realen Auseinandersetzungen in diesem Teil der deutschen Arbeiterbewegung abbildet.

Marcel Bois: Kommunisten gegen Hitler und Stalin. Die linke Opposition der KPD in der Weimarer Republik. Eine Gesamtdarstellung. Essen: Klartext, 2014

Ulrich Schneider

Eine politische Biografie über Franz Künstler

Franz Künstler war von 1923 bis 1933 Vorsitzender der Berliner SPD und von 1920 bis 1933 Mitglied des Deutschen Reichstags. Ingrid Fricke ist es trotz „einer teilweise sehr schwierigen Quellsituation“ (S. 11) gelungen, seine politische Biografie zu erarbeiten.

Der am 13. Mai 1888 in Berlin geborene Sohn eines Tischlers beendet nach der Gemeindeschule 1906 eine Lehre als Maschinenschlosser. Früh engagiert er sich im Verein der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins, tritt 1906 in den Deutschen Metallarbeiter-Verband und 1907 in die Sozialdemokratische Partei ein. Während des Ersten Weltkrieges gehört er zur Parteioption und wirkt bis zur Wiedervereinigung der sozialdemokratischen Parteien als Funktionär der USPD.

In der Zeit der Weimarer Republik hat er verschiedene Parteifunktionen in Berlin inne und verdient seinen Lebensunterhalt von 1919 bis 1922 als Angestellter der Verwaltungsstelle Berlin des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes und bis 1933 beim SPD-Parteivorstand. Er setzt sich im Gauvorstand des Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und in der Eisernen Front für den Schutz der Republik ein. Im Reichstag gehört er am 23. März 1933 zu den sozialdemokratischen Abgeordneten, die gegen das Ermächtigungsgesetz gestimmt haben.

Wenig glücklich agiert er im „Berliner Jugendkonflikt vom April 1933“. Während sich die Führung der Berliner Sozialistischen Arbeiter-Jugend auf die illegale Arbeit vorbereitet, verfolgen die Vorstände der ReichsSAJ und der Berliner SPD-Parteivorstand einen strikt legalen Kurs. Hier spielt Künstler „eher keine rühmliche Rolle“ (S. 356) und hat mit zu verantworten, dass zu Beginn der NS-Zeit mehrere führende Mitglieder des SAJ und SPD ausgeschlossen werden. Künstler selbst wird nach dem SPD-Verbot im Juni 1933 festgenommen und muss bis Ende August 1934 in den

Konzentrationslagern Oranienburg und Lichtenburg verbringen. Nach der Entlassung ist er gesundheitlich schwer angeschlagen. Trotzdem wird er ein „Netzwerker des Widerstandes gegen die NS-Herrschaft“ (S. 403 ff.). „Er trug viel zum informellen Zusammenhalt der gesinnungstreuen Sozialdemokraten [und Sozialdemokratinnen] bei, indem er beispielsweise als Redner bei Beerdigungsfeiern auftrat und große Gesangsveranstaltungen der ‚Berliner Liederfreunde‘ organisierte.“ (S. 442). Er hat auch bei der Beisetzung der Reichstagsabgeordneten Clara Bohm-Schuch gesprochen: „Die am Abend des 12. Mai 1936 auf dem Friedhof Baumshulweg für sie abgehaltene Trauerfeier wurde zu einer eindrucksvollen Demonstration Tausender Berliner Sozialdemokraten [und Sozialdemokratinnen!] gegen das nationalsozialistische Regime.“ (S. 408)

Die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tod am 10. September 1942 sahen den kranken Sozialdemokraten als einen „völlig abgemagerten, verhärmten Mann“ (S. 428). Er stirbt nach einem Herzschlag in einer Straßenbahn auf dem Transport in ein Krankenhaus. Auch die Trauerfeier für ihn „wurde mitten im Krieg zu einer erneuten großen stummen Protestkundgebung von Berliner Sozialdemokraten.“ (S. 429)

Die gut lesbare Studie ist weit viel mehr als eine politische Biografie eines wichtigen deutschen Sozialdemokraten und Opfers des NS-Regimes. Fricke hat die Not der Quellsituation in eine Tugend umgewandelt und die Biografie von Künstler in eine weit darüberhinausgehende politische Darstellung der Weimarer Jahre in der deutschen Hauptstadt vom Beginn des Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg eingebunden. Sie beschreibt in Grundzügen die Geschichte der USPD und der SPD und zeigt, wie Künstler „ein zunehmend kritisches Verhältnis zu den Bolschewiki und zur KPD“ (S. 166) entwickelt hat. Die überarbeitete und erweiterte Fassung ihrer 2013 an der Freien Universität angenommenen Dissertation enthält ein umfangreiches Personenregister.

Ingrid Fricke: Franz Künstler (1888–1942). Eine politische Biographie. Berlin: verlag für berlin-brandenburg, 2016

Kurt Schilde

Die Vergangenheit bewältigen

Das in sieben Kapitel chronologisch gegliederte Buch referiert den bundesrepublikanischen Diskurs über die „Bewältigung“ der nationalsozialistischen Vergangenheit. Politische, wissenschaftliche, juristische, gesellschaftliche, künstlerische und mediale Aspekte werden referiert. Durch diesen „interdisziplinären Zugriff“ setzen sich die Herausgeber Torben Fischer und Matthias N. Lorenz von früheren und in ihrem Lexikon mehrfach dokumentierten Erklärungsversuchen für die Jahre 1933 bis 1945 ab. Damals bekam die „Dämonie“ Hitlers und seiner „Verbrecherclique“ die gesamte Verantwortung für die Katastrophe der braunen Diktatur mitsamt dem Holocaust zugesprochen. Die interessierte Leserschaft, die das Lexikon nicht nur als reines Nachschlagewerk für einzelne Stichwörter nutzen will, hat hier nun einen Ansatz zur Hand, um die Reflexe und den allmählichen Wandel der beschriebenen Denkweise auf den verschiedenen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens wiederzufinden.

Neben Stichwörtern wie „Jürgen Möllemanns Israel-Flugblatt“ oder „Martin Walser: *Tod eines Kritikers*“, die Einzelaspekte thematisieren und einzuordnen versuchen, sind zeitlich übergreifende Punkte zu finden, an deren Beispiel die Facetten des bundesrepublikanischen Erinnerungs- und Interpretations-Diskurses des Nationalsozialismus nach 1945 aufleuchten wie in einem Prisma. Was etwa das Stichwort „Nationalsozialismus im Schulunterricht“ (S. 182 ff.) betrifft, ist es in fünf kleine Kapitel aufgeteilt, die wiederum chronologisch von der Zeit „unmittelbar nach dem Zusammen-

Dietrich Heither: Ich wusste, was ich tat. Emil Julius Gumbel und der rechte Terror in der Weimarer Republik. Köln: PapyRossa, 2016

Julia Meyer: Der totgeglaubte Held als TV-Event. Eine Studie zum gegenwärtigen Heldenbild in der Trilogie „Unsere Mütter, unsere Väter“ (2013). Hamburg: Dr. Kovac, 2016

Förderverein Blindes Vertrauen e.V., Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hg.): Verdrängt – Verfolgt – Vergessen. Berliner Juden im Sport vor und nach 1933. Berlin, 2016

Thomas Willms: Auschwitz als Steinbruch. Was von den NS-Verbrechen übrig bleibt. Köln: PapyRossa, 2016

Henning Borggräfe (Hg.): Freilegungen. Wege, Orte und Räume der NS-Verfolgung. Göttingen: Wallstein, 2016

Jörg Koch: Marie-Elisabeth Klee. Lebensbilder einer Europäerin aus Worms. Worms: Worms-Verlag, 2017

Walter Munke, Raja Lubinetzki: Zweimal um die Ecke. Gedichte und Erzählungen. Berlin: Pro Business, 2015

Dietfried Krause-Vilmar: „Ich bin zu brechen aber nicht zu biegen“. Briefe und Gedichte aus der Haft. Berlin: Hentrich & Hentrich, 2016

Susanne Heim u.a. (Hg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Band 8, Sowjetunion mit annektierten Gebieten II. Berlin: de Gruyter, 2016

Heinz Salvador Kounio: Ein Liter Suppe und 60 Gramm Brot. Das Tagebuch des Gefangenen 109565. Berlin: Hentrich & Hentrich, 2016

Werner Schneider: Oskar Schindler – Steven Spielberg. Wer ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt. Bonn/Siegburg: Bornstein, 2016

Buchbesprechungen

bruch der nationalsozialistischen Diktatur“ über die 1950er, 60er, 70er und 80er Jahre bis zum Schlusskapitel „Perspektiven einer Holocaust Education“ reichen. Die Leserschaft erfährt, dass der Geschichtsunterricht an den Schulen nach dem Krieg unter alliierter Aufsicht teilweise ausgesetzt und teilweise gestattet wurde, sofern er die NS-Zeit ausblendete. Geschichtsbücher wurden konfisziert, belastete Lehrer im Zuge der Entnazifizierung entlassen. Neue Schulbücher bedurften der Genehmigung durch die Alliierten. Ab 1947 wurde in allen Zonen der Geschichtsunterricht wieder erteilt. Bereits 1946 war mit Erich Wenigers Buch „Neue Wege im Geschichtsunterricht“ ein Werk erschienen, das eine kritische Auseinandersetzung mit der unmittelbar zurückliegenden NS-Vergangenheit forderte und insbesondere den Terror in den Konzentrationslagern herausstellte. Die Einschätzungen überlagerten und widersprachen sich; während in den Klassenzimmern (und nicht nur dort!) die Frage aufgeworfen wurde, wie die „Kulturnation“ Deutschland in die Barbarei absinken konnte (womit eine Art „Betriebsunfall“ impliziert wurde, der nun überstanden war), erschien im Gründungsjahr der BRD, 1949, mit „Wege der Völker“ ein weiteres Geschichts-Schulbuch, das kritische Impulse zu setzen versuchte, indem es „mit überkommenen politischen und personenzentrierten Ansätzen“ brach und „die Massenvernichtung sowie die Fragen nach der Verantwortlichkeit der Mitläufer sehr ausführlich“ behandelte.

Ein „vernetztes Lesen“ bietet sich im „Lexikon der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ in Deutschland“ an, wenn die Leserschaft erfährt, dass die „kritischen Impulse“ für den Geschichtsunterricht bereits in den 1950er Jahren wieder zurückgedrängt und „als Angriff auf die sich formierende Gesellschaftsordnung der Bundesrepublik verstanden“ wurden (S. 183). Ein „aggressiver Antikommunismus“ sowie die Totalitarismustheorie, wonach der Nationalsozialismus und der Kommunismus verwandte Ideologien seien, taten ein Übriges, um die Frage nach der „Verantwortlichkeit der Mitläufer“ zu umgehen. Hinzu kam die nach wie vor virulente Überzeugung, dass Hitler und seine Getreuen die alleinige Schuld an den NS-Verbrechen besäßen. Ein Satz wie „Noch 1956 fehlte in den Lehrplänen einiger Länder jegliche Erwähnung der Judenverfolgung“ (S. 183) verwundert in diesem Kontext nicht mehr.

Der bundesrepublikanische Erinnerungsdiskurs – hier am Beispiel des Geschichtsunterrichts an den Schulen erläutert – war in den zurückliegenden Jahrzehnten von Schwankungen und Fehleinschätzungen geprägt sowie von immer neuen Versuchen, eine zeitgemäße Umgangsweise mit der Singularität der NS-Verbrechen zu finden. Wenn sich die Kultusminister-Konferenz im Februar 1960 dazu entschloss, die „Behandlung der jüngsten Vergangenheit im Geschichts- und Gemeinschaftskundeunterricht“ zu verstärken, bedeutete dies noch lange keine raschen Verbesserungen im Kenntnisstand der Lernenden, wie eine repräsentative Umfrage im Jahr 1964 nachweisen konnte. Auch die „Kritische Geschichtswissenschaft“, die sich an die „Kritische Theorie“ anzulehnen versuchte und den Unterricht in der Gesellschaftslehre zur Systemveränderung gestalten wollte, musste nach einer Erhebung im Jahr 1976 („Bossmann-Schock“) eine erhebliche Kluft zwischen Lehrinhalten und tatsächlichem Wissen bei der Schülerschaft einräumen.

In den 1980er Jahren wurden die Schüleraktivitäten auch auf die lokale Alltagsgeschichte gelenkt, wodurch das Spektrum der – selbst erforschten – NS-Geschichte eine für den Lern- und Erinnerungswert nachhaltige Erweiterung erfuhr. Die Ausweitung des Holocaust-Themas auf den Religions-, Ethik- und Deutschunterricht muss in dem Maße vor sich gehen, dass die Lernenden keine Überdruss- und Abwehrreaktionen zeigen. Menschenrechtsbildung mit der Vermittlung historischer Kenntnisse zu verbinden, wie es das 1995 gegründete Fritz Bauer-Institut anstrebt, leitet die Schulpädagogik bis heute – mit ungewissem Ausgang.

Das instruktive „Lexikon der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ in Deutschland“ hat an anderen Stellen schon viele positive Besprechungen erfahren. Der Rezensent schließt sich mit der Bemerkung an, dass das Werk über den Wert eines Lexikons hinaus zu einem zeitweiligen Lesebuch werden kann und dabei die Leserschaft hervorragend über sein Thema informiert.

Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hg.): Lexikon der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld: 3., überarbeitete und erweiterte Auflage, transcript Verlag, 2015

Johannes Chwalek

Kranke und Behinderte im NS-Staat

Die im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN) entwickelte Ausstellung „erfasst, verfolgt, vernichtet. Kranke und behinderte Menschen im Nationalsozialismus“ wurde 2014 zum ersten Mal im Deutschen Bundestag präsentiert und war seitdem an vielen Orten in Deutschland und auch im Ausland zu sehen. Der begleitende Ausstellungskatalog ist sehr ansprechend gestaltet und bietet eine gute Einführung in das Thema.

Prof. Frank Schneider, ehemaliger DGPPN-Präsident, ist es zu verdanken, dass sich die Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde kritisch mit ihrer eigenen Geschichte auseinandersetzt. Er war es auch, der die Erstellung der Ausstellung unter Leitung der Kuratorin Petra Lutz zusammen mit der Stiftung Topografie des Terrors angestoßen hat. 2010 hielt er auf dem Jahreskongress der DGPPN eine vielbeachtete Rede zur Verantwortung der deutschen Psychiatrie für Zwangssterilisationen, die Ermordung psychisch kranker Menschen sowie der Vertreibung von jüdischen Kollegen in der NS-Zeit. Dabei bat er die Opfer und deren Angehörige „um Verzeihung für das Leid und das Unrecht, das Ihnen in der Zeit des Nationalsozialismus im Namen der deutschen Psychiatrie und von deutschen Psychiaterinnen und Psychiatern angetan wurde, und für das viel zu lange Schweigen, Verharmlosen und Verdrängen der deutschen Psychiatrie in der Zeit danach.“

Die Ausstellung will dieses Schweigen brechen und richtet sich bewusst an ein breites Publikum. Und so ist auch der Katalog für Interessierte ohne Vorwissen gut geeignet, um in das Thema einzuführen. Viele exemplarische Biografien veranschaulichen das menschenverachtende NS-„Euthanasie“-Programm von der Erfassung bis hin zur Vernichtung. Im einleitenden Kapitel „Fotoalbum“ werden Opfer, darunter bekannte Künstler wie Jakob van Hoddis oder Elfriede Lohe-Wächtler, präsentiert, aber ebenso maßgebliche Täter, die den Krankenmord von Berlin

aus organisierten oder in den Heil- und Pflegeanstalten sowie den Tötungsanstalten durchführten. Das Kapitel „Die Frage nach dem Wert des Lebens“ ist der Tatsache geschuldet, dass die NS-„Euthanasie“ keineswegs vom Himmel gefallen ist, sondern die Grundlagen durch eugenisches Denken gelegt wurden, dessen Anfänge bereits im 19. Jahrhundert zu finden sind. Eine wesentliche Rolle spielten in Deutschland „Rassehygieniker“ wie Karl Binding und Alfred E. Hoche, die in einer 1920 herausgegebenen Schrift bereits von „lebensunwertem Leben“ und „Ballastexistenzen“ sprachen. Das Kapitel „Rassenhygienische Politik“ widmet sich dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933, das übrigens skandalöserweise erst 2007 vom deutschen Bundestag als „nationalsozialistisches Unrecht“ geächtet wurde. Mit diesem Gesetz wurde die Grundlage geschaffen für die systematische Erfassung sogenannter „Erbkranker“ und daraus folgend die Zwangssterilisation von mehreren hunderttausend Menschen. Wenn heute von NS-„Euthanasie“ gesprochen wird, wird dieses Thema leider häufig unterschlagen.

Das zentrale Kapitel „Mord“ der Ausstellung sowie des Katalogs befasst sich jedoch mit der unter dem Namen „T4-Aktion“ bekannten organisierten Vernichtung von etwa 70.000 Menschen 1940/41 sowie der anschließend auch als „dezentrale Euthanasie“ bezeichneten Ermordung weiterer Menschen bis Kriegsende. Der von der Zentrale in der Tiergartenstraße 4 in Berlin (deshalb der Begriff „T4-Aktion“) organisierte Massenmord begann auf Grundlage von Meldebögen mit der systematischen Erfassung der Menschen nach Kriterien wie „Schizophrenie, Epilepsie oder Schwachsinn“. Insgesamt sechs Tötungsanstalten (Grafeneck, Brandenburg, Hartheim, Sonnenstein, Bernburg, Hadamar) auf dem Gebiet des damaligen Deutschen Reichs wurden errichtet, um diese angeblich „unheilbaren Männer, Frauen und Kinder“ unter Ausschließung der Öffentlichkeit zu ermorden. Der Massenmord wurde durch ein ausgeklügeltes System von Zulieferanstalten sowie durch den Einsatz der „Grauen Busse“, mit denen die Menschen in die Tötungsanstalten transportiert wurden, verschleiert. Auch die Angehörigen der Ermordeten sind durch „Trostbriefe“ über Todesort und -ursache getäuscht worden. Der Katalog beleuchtet die Entstehung und Durchführung des Vernichtungsprogramms, belegt anhand vieler biographischer Beispiele sowohl von Tätern als auch Opfern. Präsentiert wird auch die Predigt des Bischofs von Münster, Clemens August von Galen, die letztlich zum Abbruch des „T4-Programms“ führte. Das NS-Regime fürchtete mitten im Krieg eine negative Stimmung in der Bevölkerung. Die Ausstellung zeigt jedoch, dass hiermit der Krankenmord nicht beendet war. Weitere zigtausende Menschen kamen bis Kriegsende in Kranken- und Pflegeheimen zu Tode, indem man sie mit Giftspritzen tötete oder einfach verhungern ließ.

Das letzte Kapitel des Katalogs befasst sich mit dem Erinnern, vor allem aber auch mit dem Verdrängen der NS-„Euthanasie“ nach 1945. So wurden nur wenige Täter juristisch verfolgt, und die Betroffenen wurden nicht als Opfer nationalsozialistischen Unrechts anerkannt. Überhaupt setzte eine öffentliche Erinnerung erst seit den 1980er Jahren ein. Zu nennen sind hier der Bund der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten (BEZ) oder die Arbeiten von Ernst Klee, der 1983 mit seinem Buch „Euthanasie im Dritten Reich“ das Standardwerk vorgelegt hat. Und damit sind wir auch bei einem entscheidenden Punkt: Der vorliegende Katalog zur Ausstellung „erfasst, verfolgt, vernichtet“ bietet einen guten und durch viele Fotos auch emotional berührenden Einstieg in das Thema, ersetzt jedoch keineswegs den Griff zur Fachliteratur für diejenigen, die sich

intensiver mit Eugenik, Zwangssterilisation und NS-„Euthanasie“ beschäftigen wollen.

Die Ausstellung der DGPPN ist im Übrigen vom 12. April bis 27. Mai 2018 im Frankfurter Zollamtssaal zu besichtigen. Alle Ausstellungsorte, die Information zum Ausstellungskatalog sowie einen zusätzlichen Katalog in leichter Sprache findet man auf den Internetseiten der DGPPN unter www.dgppn.de/ausstellung.

Frank Schneider, Petra Lutz (Hg.): „erfasst, verfolgt, vernichtet“. Kranke und behinderte Menschen im Nationalsozialismus. Berlin/Heidelberg: Springer, 2014

Andreas Dickerboom

Attentäter aus christlichem Gewissen

Dem politisch wie historisch interessierten Zeitgenossen fallen zum Thema Hitler-Attentäter spontan die Namen Graf Stauffenberg, der Geschwister Scholl und vielleicht auch noch Georg Elser ein, aber viele können sicher mit dem Namen Maurice Bavaud nichts anfangen. Das hat nicht zuletzt damit zu tun, dass Bavauds Attentatsplan nicht in die Tat umgesetzt und nur durch Zufall bekannt wurde. Wie viele der anderen insgesamt 42 Attentatsversuche, die es zwischen 1933 und 1945 auf Hitler gegeben hat und die durch Verrat oder technische Probleme nicht haben realisiert werden können, sind sie nur Fachhistorikern bekannt.

Nichtsdestotrotz ist der Versuch des jungen Schweizer Theologiestudenten Maurice Bavaud, im Oktober 1938 Hitler in München beziehungsweise in Berchtesgaden zu erschießen, eine Widerstandstat, für die er 1941 hingerichtet wurde. Sie darf nicht in Vergessenheit geraten, auch wenn sie – anders als die meisten Attentate und Attentatsversuche, die vor allem politisch motiviert waren – vornehmlich aus tiefer religiöser Überzeugung heraus begangen wurde.

Der deutsche Historiker Peter Steinacher rollt in seiner 129-seitigen Abhandlung noch einmal den in den 1970er Jahren öffentlich ausgetragenen Streit um den jungen Schweizer Maurice Bavaud auf, dessen Tat damals seitens des deutschen Autoren Rolf Hochhuth als wichtige Widerstandstat beschrieben wurde, während der Schweizer Historiker Klaus Urner sie eher als Tat eines von religiösen Wahnvorstellungen verführten kranken jungen Menschen sah.

Unter Zuhilfenahme vieler neuer Quellen und Zeitzeugengespräche werden Kindheit, Jugend, die familiären Verhältnisse und die Einflüsse auf Bavaud sehr detailliert von Steinacher beschrieben. Er kann überzeugend belegen, dass dieser aus tiefer christlich-religiöser Überzeugung gehandelt hat. Doch sicher lag eine weitere Motivation für den jungen Theologiestudenten, den Diktator mit Waffengewalt zu töten, auch in der politischen Lage Europas kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – zumal nach dem „Anschluß“ Österreichs, dem Münchner Abkommen vom 30. September 1938, der zunehmenden Verfolgung der katholischen Kirche in Deutschland sowie den entsprechenden Mahnungen von Papst Pius XI. mit seiner Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vom März 1937 und der vielbeachteten Radioansprache vom 29. September 1938.

Dass Bavaud seinen Plan letztlich nicht realisieren konnte, lag sicher auch an seinem amateurhaften Vorgehen. Dass er, nachdem er seinen Plan schon aufgegeben hatte, wegen Schwarzfahrens mit der Eisenbahn verhaftet wurde und der Gestapo in die Hände fiel, ist

ein genauso misslicher Zufall gewesen wie die Verhaftung des Hitlerattentäters Georg Elser im Jahr 1939, der – mit einem Fuß praktisch schon in der rettenden Schweiz – von deutschen Grenzpolizisten aufgegriffen wurde.

Die Person von Maurice Bavaud ist noch heute in seinem Heimatland Schweiz nicht unumstritten. Bislang wurde dort noch keine Straße und kein Platz nach ihm benannt, obwohl 2008 der damalige Schweizer Bundespräsident Pascal Couchepin anlässlich des 70. Jahrestages des versuchten Attentats öffentlich sagte: „Maurice Bavaud gab als Grund für seine Tat an, Hitler sei eine Gefahr für die Menschheit, für die Unabhängigkeit der Schweiz und für die christlichen Kirchen in Deutschland. Er hatte wohl das Verhängnis, das Hitler über die ganze Welt brachte, vorausgeahnt und er verdient damit unsere Erinnerung und Anerkennung.“

Das Büchlein Peter Steinachers über den jungen Schweizer Maurice Bavaud ist auch wegen des umfangreichen Quellenmaterials eine empfehlenswerte Lektüre, die das ungemein breite Spektrum derer zeigt, die sich dem Faschismus entgegenstellten und dies nur allzu oft mit dem Leben bezahlen mussten.

Peter Steinacher: Maurice Bavaud – verhinderter Hitler-Attentäter im Zeichen des katholischen Glaubens? Berlin: LIT, 2016

Björn Luley

„Haltet mich in gutem Gedenken“

Zwei Wege der Erinnerung sind in Oberursel beschriften worden, um der Opfer des Nationalsozialismus in der eigenen Stadt zu gedenken. Am Hospitalplatz steht ein Denkmal, das auf einen Entwurf von Juliane Nikolai zurückgeht und von der Bildhauerin Christine Niederndorfer (1968–2016) ausgeführt worden ist. Es zeigt zwei Gruppen von Menschen, die sich hinter Steinblöcken zugewandt sind. Zwischen den Steinblöcken, die an Häuser erinnern und die Stadtgemeinschaft symbolisieren, ist eine Glastafel eingelassen mit den Namen der in Oberursel ausgegrenzten, verschleppten und ermordeten Menschen; auch den Namen derjenigen, die mit Oberursel verbunden waren, aber von anderen Orten aus deportiert wurden. Die Glastafel kann von beiden Seiten des Denkmals „durchschaut“ werden, trotzdem steht sie als „Trennendes“ – der Nationalsozialismus – zwischen ihnen und verhindert die frühere Gemeinschaft. Welche Lebenswege und Schicksale sich hinter den Namen auf der Glastafel verbergen, ist in einem Buch nachzulesen, das von Angelika Rieber in Zusammenarbeit mit der „Initiative Opferdenkmal“ herausgegeben wurde und Beiträge von Angelika Rieber und Eberhard Laeuen enthält.

Der Titel des im DIN A4-Querformat erschienenen Buches ist ein Zitat aus dem Abschiedsbrief Bertha Röders (Jg. 1888) an ihre Kinder, bevor sie aus dem Untersuchungsgefängnis in der Klapperfeldstraße in Frankfurt am Main nach Auschwitz deportiert wurde. Laut einem Schreiben der Lagerkommandantur vom 19. Oktober 1943 ist sie dort „an den Folgen von allgemeiner Körperschwäche im hiesigen Krankenhaus gestorben“. Bertha Röder gehört zur Gruppe von Opfern jüdischer Herkunft, die im Buch am zahlreichsten aufgeführt sind. Es finden sich aber auch Lebensbilder von Opfern der NS-„Euthanasie“ und eine Darstellung zu einem Opfer politischer Verfolgung. In der Regel wird ein Einzelschicksal auf einer bebilderten Doppelseite vorgestellt, aber auch die Schicksale ganzer Familien oder Ehepaare, die dem Holo-

Buchbesprechungen

caust ganz oder teilweise zum Opfer fielen, sind nachzulesen. Die Kurzbiografien machen die Verfolgung durch den NS zum Hauptpunkt, binden ihn jedoch ein in den Lebensweg der Menschen. Dadurch wird der Zivilisationsbruch deutlich, den der Nationalsozialismus bedeutet hat. Warum wurden Menschen ausgegrenzt, verschleppt und ermordet, die selbstverständlich mit ihren Familien gelebt hatten und im gesellschaftlichen Umfeld anerkannt waren, nicht wenige seit Jahrzehnten? Wie konnte Hitlers rassistischer Hass zu bürokratisch umgesetzter allgemeiner Politik werden? Diese Fragen schweben über den Seiten des Buches, und mit jedem neuen Einzelschicksal aus Oberursel oder dem Kontext der Stadt tauchen sie von neuem auf.

Der Leser erfährt auch von Zufällen, die in Zeiten der NS-Diktatur über Leben und Tod entscheiden konnten. Regional verschieden wurde gegen sogenannte „Mischehen“ vorgegangen, in denen einer der Partner jüdischen oder ehemals jüdischen Glaubens gewesen war. Im „Gau Frankfurt“, zu dem Oberursel gehörte, waren die zerstörerischen Maßnahmen von besonderem ideologischem Fanatismus und entsprechender Gewalt geprägt. Wem gelang noch rechtzeitig die Flucht ins Ausland? Wer musste auf sie verzichten aus finanziellen oder anderen Gründen? Durch welchen Zufall wurde eine Krankmeldung überraschenderweise akzeptiert, um der Abordnung zum „Arbeitseinsatz“ zu entgehen? Wer fand in der Endphase des Krieges hilfreiche Menschen, bei denen er untertauchen konnte, um der Deportation in ein Konzentrationslager zu entkommen? Wer wurde auch noch mit dem letzten Transport, den die Nazis organisieren konnten, verschleppt? Was an Fällen aus Oberursel aufgezeigt wird, spiegelt Phänomene im gesamten Herrschaftsbereich des Nationalsozialismus wider. Es ist ein Verdienst des Buches von Angelika Rieber und Eberhard Laeuen, dass sie den Holocaust am regionalen Beispiel sichtbar machen, der mit der Millionenzahl der Opfer als kaum noch fassbare Monstrosität des Grauens erscheint.

Das Buch stellt „keinen Abschluss des Themas“ dar, „sondern einen wichtigen Etappenschritt“ (S. 9). Dies verdeutlicht auch die Doppelseite 92/93 über das KPD-Mitglied Jakob Rexroth (Jg. 1884), der unter dem Vorwurf des „Hochverrats“ am 17. Januar 1937 verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis Frankfurt-Preungesheim eingeliefert wurde; am 31. Januar 1937 „war der Oberurseler tot“ (S. 92). Jakob Rexroths Schicksal steht für viele andere KPD-Mitglieder, die im Nationalsozialismus einen hohen Blutzoll entrichten mussten. In der späteren Bundesrepublik wurde die KPD im Jahr 1956 verboten. Der ideologische Vorbehalt gegen die Partei trug entscheidend dazu bei, dass der Widerstand der KPD gegen das NS-Regime nur zögerlich rezipiert wurde, im Gegensatz zum bürgerlichen, militärischen oder studentischen Widerstand. Im Abschnitt über Jakob Rexroth werden noch vier weitere KPD-Mitglieder aus Oberursel genannt, die im Jahr 1937 mit konstruierten Vorwürfen zu Gefängnisstrafen und fünfjährigem „Ehrverlust“ bestraft wurden. Die politisch Verfolgten in Oberursel können zum Inhalt der weiteren Forschungsarbeit vor Ort werden.

Eberhard Laeuen hat das Kapitel über die NS-„Euthanasie“-Opfer bearbeitet, von denen bisher 23 namentlich bekannt sind und die einen Bezug zu Oberursel haben. In einer Einleitung erläutert

Buchbesprechungen

der Verfasser die historischen Hintergründe und Bezüge zum Holocaust, als das „Töten durch Gas“ an Psychiatrie-Patienten zum „Probelauf“ für die Vernichtungslager gemacht wurde. Die ganze Perfidie des NS-Regimes wird auch an dieser Opfergruppe deutlich. Wie rasch man „wg. staatsfeindlicher Äußerungen“ in „Schutzhäft“ und von dort wegen „Geisteskrankheit“, die ein Lagerarzt kurzerhand konstatierte, in „Heilanstalten“ eingewiesen werden konnte, zeigt das Beispiel der Emilie W. (Jg. 1900), die am 17. Mai 1944 „in Hadamar an den Folgen der Anstaltsunterbringung“ (S. 111) verstarb. Mit der Lebensbeschreibung der Emilie W. schließt das verdienstvolle Buch. Im Anhang befindet sich ein Quellen- und Literaturverzeichnis.

Angelika Rieber, Eberhard Laeuen: „Haltet mich in gutem Gedenken“. Erinnerung an Oberurseler Opfer des Nationalsozialismus. Oberursel: Verlag Spurensuche, 2015

Johannes Chwalek

In Memoriam an die deutschen Interbrigadisten

Unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Bandes „Sie werden nicht durchkommen“ legten Werner Abel, Enrico Hilbert und Harald Wittstock 2016 den angekündigten zweiten Band vor. Er ergänzt sinnvoll die im ersten Band vorgestellten Biografien deutscher Interbrigadisten, indem er die biografieren Persönlichkeiten ausführlicher mit Foto- und Dokumentenmaterial darstellt. Gut zu Gesicht steht der Publikation das Vorwort des bekannten Spanienkämpfers Kurt Goldstein, der sich stets für diese jetzt vorliegenden Bände einsetzte. Interessante, bisher kaum bekannte Dokumente fanden Platz und erweitern das Wissen über die Geschichte der Interbrigadisten während ihres Einsatzes in Spanien und ihrer Internierungszeit in Südfrankreich. Werner Abel schildert detailliert die Genesis des Buches von Alfred Kantorowicz, während Harald Wittstock prägnant das Wirken von Karl Kleinjung als Interbrigadist, Partisan und später in der DDR als General des Ministeriums für Staatssicherheit skizziert. Peter Fisch analysiert kenntnisreich und kritisch den II. Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur in Spanien, der 1937 in Madrid und Valencia stattfand. Interessante Details vermittelt Werner Abel mit dem bisher nicht bekannten Bericht von Wilhelm Zaiser, der in den Internationalen Brigaden unter dem Namen „General Gómez“ kämpfte. Auf den Seiten 93 bis 221 sind Gruppenfotos sowie Fotos jener Spanienkämpfer zu sehen, deren Kurzbiografien in Band eins veröffentlicht sind. Durch die so hergestellte Einheit von Text und Bildmaterial erhalten die Leser ein plastisches Bild von Frauen und Männern, die an der Seite des spanischen Volkes wirkten. Abgerundet wird die Publikation durch dreizehn Interviews, die Karlen Vesper mit ehemaligen Spanienkämpfern führte. Sie geben unter anderem Auskunft über die Gründe, sich an die Seite des spanischen Volkes zu stellen im Kampf gegen Franco und seine deutschen und italienischen Verbündeten. Ein umfangreiches Namens-, Orts- und Quellenverzeichnis ermöglicht eine schnelle Orientierung.

Aufs engste verbunden mit den beiden Bänden „Sie werden nicht durchkommen“ ist die Do-

kumentation „Frauen und der spanische Krieg 1936 – 1939“. Zu Recht betonen die beiden Herausgeberinnen Ingrid Schiborowski und Anita Kochnowski, dass die Geschichte der Frauen, die mithalfen die spanische Republik gegen Franco und dessen Verbündete zu verteidigen, noch nicht geschrieben ist. Sie liefern nun mit einer erstaunlichen Fülle von Kurzbiografien einen ersten Überblick. Breitesten Raum (S. 9 – 286) nehmen Biografien von Frauen ein, die aus Europa, Lateinamerika, USA und Australien kamen, um solidarisch an der Seite des spanischen Volkes zu kämpfen. Sie wirkten in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, an der Front mit der Waffe in der Hand sowie als Ärztinnen und Krankenschwestern im Hinterland. Man findet sie als Journalistinnen, Fotografinnen und Propagandistinnen in Spanien und im Ausland, um nur einige ihrer Wirkungsbereiche zu benennen. Die akribisch recherchierten Kurzbiografien sind von den Herausgeberinnen alphabetisch geordnet worden. Sie verdeutlichen, wie schwierig die Quellenlage ist, und widerspiegeln das Minimum an vorhandenem Faktenmaterial. In den Kapiteln zwei und drei schildern die Herausgeberinnen den Anteil von spanischen Frauen bei der Verteidigung ihrer Heimat, die sich ebenfalls sowohl an der Front als auch den rückwärtigen Diensten und in den Reihen der unterschiedlichen bewaffneten Formationen bewährten. Ferner wird ihr umfangreiches Wirken in den spanischen Parteien, Gewerkschaften und Organisationen anschaulich geschildert. Abschließend beleuchtet die Dokumentation das Schicksal der inhaftierten und zum Tode verurteilten spanischen Frauen unter der Franco Diktatur. Die vorliegende Publikation schließt eine empfindliche Lücke im Wissen zum spanischen Krieg von 1936 bis 1939 und regt zu weiteren Forschungsarbeiten an.

Werner Abel, Enrico Hilbert, Harald Wittstock: „Sie werden nicht durchkommen“. Deutsche an der Seite der Spanischen Republik und der sozialen Revolution. Unter Mitarbeit von Maguerite und Manfred Bremer, Peter Fisch, Dieter Nelles und Karlen Vesper. Band 2. Berlin: Verlag Edition AV, 2016

Ingrid Schiborowski, Anita Kochnowski (Hg.): Frauen und der spanische Krieg 1936-1939. Eine biografische Dokumentation. Berlin: Verlag am Park, 2016

Günter Wehner

Badische Spanienkämpfer

Auch 70 Jahre nach dem Beginn des Spanienkrieges sind die kollektiven Lebensgeschichten deutscher Antifaschistinnen und Antifaschisten, ihr Leben, Hoffen und Kämpfen während und nach dem entbehrungsreichen Kampf gegen Franco nur teilweise erschlossen worden. Werner Abel und Enrico Hilbert haben mit ihrem 2015 vorgelegten biografischen Lexikon „Sie werden nicht durchkommen. Deutsche an der Seite der Spanischen Republik und der sozialen Revolution“ die Leerstelle einer Gesamtdarstellung aller deutschen Spanienfreiwilligen zu füllen versucht. Mit einer gewissen wissenschaftlichen Demut vor der großen Datenmenge – immerhin haben es rund 4.500 Personen in das Werk geschafft – wiesen Abel und Hilbert darauf hin, dass es sich bei der Aufstellung um work in progress handle und nicht um einen Schlusspunkt der kritischen Forschungsarbeit zur Personengeschichte der Spanienfreiwilligen.

Mit einer regionalgeschichtlichen Perspektive hat das Karlsruher Ehepaar Brigitte und Gerhard Brändle den Staffelfstab aufgenommen und für das badische Land eine Zusammenstellung von

rund 118 Personen angefertigt, die zwischen 1936 und 1939 an der Seite des republikanischen Spaniens kämpften. Dem eigentlichen biografischen Abschnitt stellten die Verfasser einen analytischen voran, in welchem sie die dürftige Forschungslage zur übergeordneten Thematik ihres Werkes rekapitulieren. Zudem liefern sie eine soziologische Auswertung der zusammengetragenen Biografien und eine Darstellung des Einsatzes während des Spanienkrieges, der Zeit nach dem Zusammenbruch der spanischen Republik und nach 1945.

Als Fazit der soziologischen Auswertung der Lebenswege von 118 badischen Spanienfreiwilligen kann festgehalten werden, dass der Altersdurchschnitt bei 31 Jahren lag, und sie zu gut zwei Dritteln aus Nordbaden (hauptsächlich aus Mannheim) kamen. Rund 76 Personen waren Kommunisten (im Vergleich zu 8 Sozialdemokraten, 8 Anarchisten und zwei SAPlern). Die Zahlen bilden eine Tendenz ab, die sich beispielsweise auch für Spanienfreiwillige aus der Schweiz oder Österreich ausmachen lässt, wie die Autoren feststellen. Sinnvollerweise werden auch die antifaschistische Exiltätigkeiten späterer Spanienfreiwilliger zwischen 1933 und 1936 in den Fokus genommen (vgl. S. 10) und die oftmals illegalen und gefährlichen Wege nach Spanien pointiert und unter Hinzunahme von ausdrucksstarken Zitaten geschildert. Zur Orientierung trägt bei, dass hier für ausgewählte Personen die militärische Laufbahn und Zugehörigkeit zu den unterschiedlichen Bataillonen der Internationalen Brigaden, zur Sanitätsabteilung oder zu den anarchosyndikalistischen Milizen beispielhaft vorgestellt werden.

Von besonderem Interesse für die Verfasser ist der jüdischstämmige Carl Einstein, der seine Kindheit und Jugend in Karlsruhe verbrachte, während der Weimarer Republik als Kunsthistoriker und Schriftsteller eine gewisse Bekanntheit erreichte und im Sommer 1936 auf Seiten der Anarchosyndikalisten in der Kolonne Durutti den Kampf gegen die Putschisten aufnahm. Die Verwicklung Einsteins in den Barcelona-Vorfall von 1937, dessen erfolglose Bemühungen um einen schriftstellerischen Hilferuf an die Weltöffentlichkeit zur Unterstützung der Spanischen Republikaner sowie das spätere Vergessen seines aktiven antifaschistischen Engagements spiegeln die Tragik badischer Lebensschicksale auf spanischer Erde wider (vgl. S. 10, 17, 46).

Einen zusätzlichen Schwerpunkt legen die Autoren in ihrem analytischen Teil auf die Gegenüberstellung badischer Spanienfreiwilliger mit deren Landsleuten, die beispielsweise auf Seiten der Luftwaffeneinheit Legion Condor Kriegsverbrechen gegen die Zivilbevölkerung verübten und es zum Hohn deutscher Antifaschisten sowohl in das Goldene Buch der Stadt Pforzheim schafften (so geschehen im Jahre 1938, vgl. S. 5) als auch nach 1949 in der Bundeswehr Karriere machten und in Adenauers Deutschland Versorgungsleistungen bezogen, die den als „Rotspanienkämpfer“ Verfeimten vorenthalten wurden (vgl. S. 27–29).

Zur Erstellung der einzelnen Biografien haben Brigitte und Gerhard Brändle insbesondere lokalhistorische Forschungstexte, örtliche Archive, aber auch Wiedergutmachungsakten der Generalstaatsanwaltschaft Karlsruhe ausgewertet. Sehr kritisch gingen die Autoren mit dem bereits erwähnten biografischen Lexikon von Abel und Hilbert um, wobei sie zuvorderst die fehlenden direkten Quellenangaben monierten und diesen Umstand zur Abgrenzung in ihrem eigenen Werk penibel zu vermeiden versuchten. Die einzelnen Einträge bieten dem Lesenden neben biografischen Fakten des Lebens und politischen Wirkens vor, während und nach dem Spanienkrieg ausgewählte Zitate der jeweiligen

Person, die als Ego-Dokument eine nicht zu unterschätzende individuelle Sicht auf den kollektiven Kampf gegen Franco und seine faschistischen Verbündeten aus Deutschland und Italien ermöglichen. Das 76-seitige Werk liegt sowohl in gedruckter als auch in digitaler Form vor.

Brigitte Brändle/Gerhard Brändle: Adelante Libertad. Spanienfreiwillige aus Baden 1936–1939. Karlsruhe: Druckcooperative 2016

Valentin J. Hemberger

Thüringen 1945

Über die letzten Kriegsmonate in Deutschland wurde insbesondere zu den „runden Jahrestagen“ viel publiziert. Jens Schley, ein Kenner der thüringischen Geschichte, legte im Frühjahr 2016 einen weiteren Band in diesem Zusammenhang vor, der erwähnenswert ist. Er behandelt darin nicht nur den Zeitraum der letzten Kriegstage, sondern auch die zweimonatige amerikanische Besatzung, bevor entsprechend alliierter Vereinbarungen das Gebiet an die sowjetische Seite übergeben wurde.

Aufgeteilt ist die Materialsammlung in drei große Kapitel: „Kriegsende in Thüringen“, „Die Befreiung – April 1945“ und „Amerikanische Besatzung“. Diese sich aus der historischen Chronologie ergebenden Abschnitte untergliedert Schley noch in 72 Unterkapitel, denen er etwa 200 zeitgenössische Quellen zuordnet. Als Auswahl- und Editionsprinzip wurde „darauf geachtet, dass sich Dokumente von Ämtern und Behörden mit Erinnerungsberichten, Tagebüchern und Zeitungsartikeln in etwa die Waage halten, um den Leser unterschiedliche Perspektiven auf das gleiche Thema bieten zu können“ (S. 11). Eingeleitet werden die Hauptkapitel und zum Teil die Unterkapitel mit einer knappen historischen Darstellung, die es heutigen Lesern ermöglichen soll, sich in den zum Teil wenig bekannten Zusammenhängen zu orientieren. Ebenfalls sind die meisten zitierten Quellen mit kurzen Einordnungen zum Kontext und zum Verfasser versehen.

Und so finden sich in der Sammlung Texte über die „Endsieg“-Propaganda und den „Volkssturm“ wie auch zu den alliierten Bombenangriffen in den letzten Kriegswochen. Einen größeren Anteil machen Aufzeichnungen aus Tagebüchern aus, die eine Art Stimmungsbild der deutschen Bevölkerung zeichnen. Schley vergisst aber auch nicht, Beispiele für Kriegsendverbrechen und Kriegspropaganda zu dokumentieren.

Bezogen auf die Befreiung zeigen die ausgewählten Dokumente in besonderem Maße die beginnende Verdrängung der Verantwortung für die begangenen Verbrechen und die Etablierung der faschistischen Herrschaft in Thüringen, wie es in dem Abschnitt „Nichts gewusst?“ deutlich wird. Die im faktischen Sinne Befreiten, Opfer des Faschismus und Nazigegner verfolgten wie die amerikanischen Befreier mit gleicher Skepsis die Wirklichkeit.

Gut die Hälfte des Buches bezieht sich auf die kurze amerikanische Besatzungszeit in Thüringen. Hier finden sich vor allem Dokumente und Texte, die sich mit der Besatzungsverwaltung und der Alltagsorganisation, aber auch dem Umgang mit „Displaced persons“ sowie Flüchtlingen und Evakuierten beschäftigen. Es gab erste Ansätze von Anti-Nazi-Komitees, so auch der „Thüringen-Ausschuss“, die jedoch nur bedingte Wirksamkeit in der Zeit der amerikanischen Besatzung entfalten konnten. Schley dokumentiert auch ein Beispiel der – wie er es nannte – „Mitnahmeeffekte“, nämlich der Übernahme von Techno-

logie und des Abtransports von Produktionsstätten der Glasfabrikation von „Jena Glas“ in Richtung Westen kurz vor dem Abzug der amerikanischen Besatzungstruppen hinter die vereinbarten Demarkationslinien.

Die Auswahl der Dokumente und Texte macht darüber hinaus deutlich, dass nach der Wende aufgekommene Idealisierungen der amerikanischen gegenüber der sowjetischen Besatzung keine wirkliche Basis haben. So haben die Amerikaner im Rahmen ihrer Denazification ebenfalls Funktionsträger im Zuchthaus Ziegenhain interniert, von denen manche verstarben.

Vielleicht hätte der bekannte Artikel aus der amerikanischen Besatzungszeitung vom April 1945 über die Nutzung ehemaliger nazistischer Haftstätten als Internierungslager noch in diese Dokumentensammlung gepasst. Und wenn man schon „Lücken“ benennt, dann ist es bedauerlich, dass weder der „Schwur von Buchenwald“, noch ein anderes Dokument der Buchenwald-Überlebenden ausführlich zitiert wurde. Gerade die ehemaligen Häftlinge haben – wie Schley es an verschiedenen Punkten zeigt – versucht, sich intensiv in den antifaschistischen Neuordnungsprozess einzubringen.

Die vorliegende Quellensammlung ist insgesamt gut kommentiert, spannend und lesbar, setzt jedoch einen historisch wissenden Leser voraus, der in der Lage ist, die wiedergegebenen Dokumente und Texte in den jeweiligen Zusammenhang einzuordnen. Sie eignet sich von daher auch für Seminare und pädagogisch begleitete Geschichtsarbeit.

Jens Schley (Hg.): Thüringen 1945, Januar bis Juni – Kriegsende und amerikanische Besatzung. Quellen zur Geschichte Thüringens. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2016

Ulrich Schneider

Zeugen für Christus

Im Jahre 1999 erschien das zweibändige Werk „Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts“ in erster Auflage. 2015 wurde die sechste erweiterte und neu strukturierte Auflage vorgelegt. Der Titel des Werks weist schon darauf hin, dass es sich um eine Sammlung der Biografien katholischer Glaubenszeugen handelt, nur geringfügig ergänzt durch einige herausragende Nichtkatholiken (Bonhoeffer, Kreis um die Geschwister Scholl).

Papst Johannes Paul II hatte Ende 1994 die Kirche in einem Apostolischen Schreiben beauftragt, dafür zu sorgen, dass die Zeugnisse derjenigen nicht verloren gehen, die in den Verfolgungen des 20. Jahrhunderts an ihrem Glauben festgehalten und dafür ihren Tod in Kauf genommen hatten. Rund 160 Autoren, vorwiegend Nicht-Historiker, erstellten im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz und unter Leitung und Koordination von Prälat Helmut Moll die biografischen Artikel für knapp 900 Märtyrer aus dem deutschen Sprachraum. Als grundlegende Aufnahmekriterien galten die bereits im 18. Jahrhundert durch Papst Benedikt XIV erstellten und im 20. Jahrhundert ergänzten drei Kriterien für die Aufnahme in den Kreis der Märtyrer: die Tatsache des gewaltsamen Todes, das Motiv des Glaubens- und Kirchenhasses bei den Verfolgern und die bewusste innere Annahme des Willen Gottes trotz Lebensbedrohung. Dass dabei im individuellen Fall Grauzonen existieren, insbesondere in der NS-Zeit, ist den Autoren klar. Faktisch geht der Herausgeber von folgendem Prinzip aus: Ein von seinem Glauben überzeugter, mit der Kirche

Buchbesprechungen

verbundener und praktizierender Katholik, der infolge einer von seinem Gewissen getroffenen Entscheidung in Konflikt mit dem Regime zu Tode kam, ist als christlicher Märtyrer anzusehen. Es muss der Kirche überlassen bleiben zu beurteilen, ob sie mit dieser weitgefassten und auch unbestimmten Definition des Märtyrertums nicht eine zu weite Öffnung des Begriffs betreibt, die kirchengeschichtliche Konsequenzen haben könnte.

Das Werk ist in vier Kategorien gegliedert: 1. Blutzeugen des Nationalsozialismus, 2. des Kommunismus, 3. sog. „Reinheitsmartyrien“ (getötete Ordensfrauen und getötete Beschützer bedrohter Frauen) und 4. Gewaltopfer in den Missionsgebieten.

Die Opfer des Nationalsozialismus stellen mit 416, davon 285 Priester und Ordensleute (auch weibliche) und 131 Laien die größte Gruppe dar. Wegen der Aufgabenstellung des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945 soll im folgenden diesem Kreis die alleinige Aufmerksamkeit dienen.

Die Facetten der dargestellten Widerständigkeit gegen das nationalsozialistische Regime sind breit gefächert. Sie reichen von punktueller Nonkonformität und Verweigerung bis zu Protest und aktivem Widerstand und sind damit ein Abbild der allgemeinen Widerständigkeit im Reich. Sie gehen aber auch darüber hinaus, wenn Priester in Erfüllung ihrer Aufgabe sich verbotenerweise seelsorgerisch vor allem in der Jugendarbeit betätigten und damit einen Nerv nationalsozialistischer Ideologie traf; oder wenn sie öffentlich von der Kanzel ihren Widerspruch zu den kirchenfeindlichen Aktionen des Regimes oder zu seinen schweren Menschenrechtsverletzungen äußerten. Eine besondere Kategorie stellen die Priester dar, die beim Einmarsch der Sowjets im Osten bei ihren Gemeinden, in den Krankenhäusern und Lazaretten verblieben, um diese möglichst zu schützen und Sterbende zu betreuen und dabei bevorzugt zu Opfern der einrückenden Sowjetsoldaten wurden. Hier erklärt sich auch teilweise der große Anteil der ostdeutschen Visitaturen (ehemals deutsche Bischöfe) Breslau, Danzig und Ermland an den Opferzahlen.

Eine „Querschnittsanalyse“ der Motive der Laien zeigt noch einmal die ganze Bandbreite der Begründungen für die Verfolgung durch das NS-Regime: aktiver Widerstand individuell oder in Widerstandszirkeln, Kriegsdienstverweigerung, politische Betätigung in der Weimarer Republik, Wehrkraftzersetzung, Anti-NS- und Anti-Kriegsäußerungen bis hin zu naiven Aktionen wie Protestbriefe an Hitler. Christliche Motive wie tiefe Gläubigkeit sowie die Befolgung der Gebote der Nächsten- und Feindesliebe und des Gebots „Du sollst nicht töten“ mussten vorliegen, damit die Personen in das „Martyrologium“ aufgenommen wurden.

Bei dem Personenkreis handelt es sich einerseits um bekannte Widerständige wie P. Alfred Delp, Karl Ludwig Frhr. von und zu Guttenberg, Kurt Huber, Edith Stein, Erich Klausener und Joseph Wirmer und andererseits um unbekannte „einfache“ Katholiken, die aufgrund ihrer Glaubensüberzeugung zu Opfern des Regimes wurden.

Das Werk ist unter seinem vorwiegend theologisch-pastoralen Anspruch zu betrachten. Sein wesentliches Verdienst liegt in der sorgfältig, mit großem Aufwand und unter Hinzuziehung letzter Zeitzeugen erfolgten Erstellung von Lebensbil-

Buchbesprechungen

dem katholischer Opfer der NS-Zeit. Viele von ihnen dürften in der bisherigen Forschung weitgehend unbeachtet geblieben sein. Zu Recht wurden sie dem Vergessen entrissen.

Das Werk ist eine Fundgrube für historisch und hagiografisch Interessierte. Vor allem der regionalen Forschung dürfte die „Martyrologie“ mit ihrer klaren Systematik und Gliederung zusätzliche Informationen und Anregungen für vertiefte Beschäftigung mit den Personen liefern. Zum generellen Bild des Verhältnisses von Katholizismus und Nationalsozialismus kann und will sie aufgabengemäß nur wenig beitragen. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis, das auch den meisten Einzelbeiträgen beigelegt ist sowie das umfangreiche Personenregister erleichtern die Arbeit mit dem voluminösen Werk.

Helmut Moll (Hg.): Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2015

Werner Frank

Ehrenrettung für Anna Siemsen

Bereits während des 1. Weltkrieges stellte sie sich nicht nur mit Wortmeldungen in den „Weißen Blättern“ mutig in die Reihen der Kriegsgegner an die Seite u. a. von Karl Liebknecht, Ludwig Rubiner und Rosa Luxemburg. Und sie blieb lebenslang eine ebenso engagierte wie streitbare Pazifistin und Europäerin in der sozialistischen Bewegung. Mit diesen Überzeugungen kämpfte sie vor allem mit dem geschriebenen und gesprochenen Wort als Pädagogin um eine allseitige Bildung der Jugend – ohne Grenzen von Herkunft und Geschlecht.

Über 800 Schriften werden ihr als Autorin zugerechnet, davon etwa 40 Bücher und Broschüren, die allerdings nur noch antiquarisch oder in Studienbibliotheken greifbar sind. Etwa seit den 1960er Jahren wurde ihr Name und Wirken gelegentlich an Gedenktagen oder in Anthologien zur Kulturpolitik oder Frauenbewegung in biografischen Skizzen gewürdigt, zumeist schlagwortartig oder für spezielle Leserkreise. Daran ändert m. E. auch wenig, dass ihr in der umfangreichen Publikation über 49 prominente Vordenkerinnen und Vordenker der sozialen Demokratie (2016 bei H.W.J. Dietz, Bonn) ein Beitrag gewidmet wurde. Es ist einer von nur sechs aufgenommenen Frauen und verweist vor allem auf ihre Bedeutung als Reformpädagogin. Doch das entspricht m. M. keineswegs der vollen Bedeutung Anna Siemens in historischer wie aktueller Wertung. Obwohl sie wegen ihrer unbequemen, unangepassten gesellschaftspolitischen Sicht oft ins Abseits gedrängt werden sollte – an Gegnern mangelte es nie –, ihr geistiges Erbe ist wertvoll geblieben für die Gegenwart.

Einen wichtigen Beweis dafür liefert das kürzlich von Alexander J. Schwitanski herausgegebene Buch „Anna Siemsen – Aspekte eingreifenden Denkens“. Damit bietet er einer hoffentlich großen Öffentlichkeit gut lesbare und sehr inhaltsreiche Beiträge einer sechsköpfigen Autorengruppe, die im Ergebnis eines Symposiums im und mit Unterstützung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung arbeitete.

Es ist unmöglich, hier im Detail die akribisch erläuterten Studienergebnisse zu den einzelnen

Themenbereichen von Anna Siemens politischen und pädagogischen Engagement eingehend zu besprechen.

Die Beweggründe Anna Siemens für ihr Engagement als Pazifistin und unangepasste Sozialistin beispielsweise für ein vereintes, friedliches Europa werden in höchst beachtenswerten Aufsätzen auch für einen breiten Leserkreis angeboten, wofür allein schon die behandelten Themenkreise sprechen sollten. So behandelt Alexander J. Schwitanski einleitend nicht nur „Das Faszinosum der Intellektuellen“ und das Zustandekommen des von ihnen herausgegebenen Buches, sondern erläutert außerdem „Die Sammlung Anna Siemsen im Archiv der Arbeiterjugendbewegung“. Alexandra Bauer befasste sich mit den gesellschaftlichen Ursachen für die „Gescheiterte Remigration“ Anna Siemens. Marlen von Barga untersuchte deren Engagement für die „Menschengemeinschaft Europa“, Francesca Lacaita „Anna Siemsen im Kontext der föderalistischen europäischen Bewegung“. Die pädagogische Problematik stellt Christoph Säger in den Vordergrund der Betrachtung über „Bildung und Literatur im Werk von Anna Siemsen“.

In diesem Zusammenhang lohnt sich auch der Blick in einen Beitrag von Wolfgang Keim über die „Bedeutung Anna Siemens in der Erziehungswissenschaft“, den er unter der Überschrift „Die ‚europäische Katastrophe‘ vor Augen“ in den „Informationen“ (Nr. 49/1999) veröffentlicht hat. Seine Ausführungen haben ihre volle Gültigkeit behalten und sollten nochmals vorgestellt werden. Er forderte aber auch nachdrücklich: „Voraussetzung für eine weitergehende Rezeption oder gar Renaissance Anna Siemens wäre die Neuaufgabe, vielleicht eine Gesamtausgabe ihrer Schriften.“ Dieser Forderung ist wohl die allgemeine Zustimmung gewiss. Ohne aktuelle Ausgaben geht es wohl nicht weiter mit einer gültigen Wertung und Würdigung der Persönlichkeit Anna Siemens. Das von Schwitanski herausgegebene Buch ist insgesamt ein wichtiger Beitrag dafür, nachdrücklich dafür zu werben.

Alexander J. Schwitanski (Hg.): Anna Siemsen. Aspekte eingreifenden Denkens. Essen: Klartext, 2016

Helga W. Schwarz

Der böse Deutsche und der gute Italiener

Italien kann für sich den zweifelhaften Ruhm in Anspruch nehmen, den Faschismus gewissermaßen erfunden zu haben. Das Land stand nach dem erbarmungslosen, auch mit Chemiewaffen geführten Angriffskrieg gegen Äthiopien ab Mitte der 1930er Jahre stramm an der Seite des nationalsozialistischen Deutschlands. Von Großmachtambitionen geleitet griffen Mussolinis Soldaten zusammen mit der Deutschen Wehrmacht zahlreiche Staaten an und haben sich in den besetzten Ländern zahlloser Verbrechen auch gegen die Zivilbevölkerung schuldig gemacht. Ein Bündnis, das Italien im September 1943 erst verließ, als mit einem Sieg nicht mehr zu rechnen war. Dennoch ist es in der Nachkriegszeit gelungen, in weiten Kreisen der italienischen Bevölkerung ein Geschichtsbild zu verankern, das die Italiener – mit Ausnahme von Mussolini und einer kleinen, ihn umgebenden faschistischen Clique – im Gegensatz zu den barbarischen Deutschen von jeder Schuld freispricht.

Filippo Focardi, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Padua, geht in seinem

Buch „Falsche Freunde?“ – die im Jahr 2013 erschienene italienische Originalausgabe trägt den Titel „Il cattivo tedesco e il bravo italiano“ – den Ansätzen und Strategien nach, mit Hilfe derer die Entstehung dieser verzerrten kollektiven Erinnerung befördert wurde. Seine Untersuchung konzentriert sich auf die Jahre zwischen 1943 und 1947, also die Zeitspanne zwischen der Ausrufung des Waffenstillstands und den ersten Nachkriegsjahren, in denen der Friedensvertrag zwischen Italien und den Siegermächten vorbereitet und ausgehandelt wurde. Der Grundstein des nützlichen Stereotyps vom „bösen Deutschen“ wurde in diesem Zeitraum gelegt, um – so Focardis zentrale These – das Schicksal des besiegten, aber vorher mitkriegführenden Italiens von dem des nationalsozialistischen Deutschlands, das bis zuletzt zum Führer gestanden hatte und die strengsten Sanktionen durch die Siegermächte verdiente, zu trennen. Das Bild des Italiener, der allenfalls ein Hühnerdieb, aber kein Kriegsverbrecher sei, sollte dazu dienen, Italien einen harten Friedensvertrag zu ersparen.

Die Basis für diesen Versuch, die Geschichte im Sinne Italiens umzudeuten, hatten bereits die Alliierten gelegt: Seit 1940 zielte deren Propaganda mit der klaren Unterscheidung zwischen italienischem Volk und faschistischer Regierung darauf ab, die Achse Berlin-Rom zu spalten und einen Separatfrieden zu vereinbaren. Die Inhalte der Sendungen von Radio London und der von den angloamerikanischen Flugzeugen abgeworfenen Flugblätter, die den Krieg als einen von den Italienern ungeliebten, von Mussolini und den Deutschen aufgezwungenen darstellten, konnten nach dem Waffenstillstand als Leitmotiv weiterverwendet werden. Die Hervorhebung der Verdienste der an sich friedliebenden italienischen Soldaten, die sich der Judenverfolgung entgegengestellt, die eigene und auch die Bevölkerung besetzter Staaten geschützt und selbst zu Opfern der Regime von Hitler und Mussolini wurden, weist Focardi penibel anhand vieler Zitate aus veröffentlichten Stellungnahmen nach. Wobei es lediglich leichte graduelle Unterschiede zwischen den Aussagen von Vertretern des alten monarchistischen Establishment und jenen der Protagonisten der antifaschistischen Linken gab.

Auf diese Weise entstand in Italien ein Geschichtsbild, so Focardi, bei dem „die Beteiligung des italienischen Volkes am Faschismus und die Verantwortung des Landes im faschistischen Krieg und seinen zahlreichen Verbrechen, die vor allem auf dem Balkan begangen wurden, verschwiegen, verharmlost oder gelehnet wurden.“

In diesem Buch, das im Kern auf seiner Doktorarbeit aus dem Jahr 1999 beruht, arbeitet Focardi akribisch heraus, wie das Begriffspaar des „guten Italiener“ und des „schlechten Deutschen“ entstand, wie es in Presse und Literatur ständig wiederholt und wofür es genutzt wurde: Die über alle Kanäle verbreitete Dämonisierung der Deutschen sollte dazu dienen, die lange Periode des italienischen Faschismus vergessen zu machen, einen harten, mit allzu großen Gebietsverlusten verbundenen Friedensvertrag tunlichst zu vermeiden und auch die Auslieferung italienischer Kriegsverbrecher zu blockieren. Es beleuchtet damit detail- und quellenreich die bei uns wenig bekannte erste Phase der italienischen Nachkriegsgeschichte.

Einige kritische Anmerkungen seien dennoch erlaubt. So befremdet mich im Schlusswort Focardis überschwengliches Lob für die in Deutschland früh vorgenommene Aufarbeitung der Geschichte, wenn er schreibt: „Deutschland hat spätestens seit den sechziger Jahren gezeigt, dass es mit Mut und Opferbereitschaft möglich ist, diesen Weg der ‚Aufarbeitung der Vergangenheit‘ zu

gehen“ (S. 249). Zudem hätte das Buch ein sorgfältigeres Lektorat verdient. Wenn Sinti und Roma schon als „Zigeuner“ bezeichnet werden, sollten Anführungsstriche dabei nicht fehlen. Auch wäre eine Bibliografie hilfreich gewesen und hätte den Leser/innen erspart, bibliografische Angaben im etwa 100-seitigen – zwar übersetzten, aber nicht für die deutsche Fassung überarbeiteten – Fußnotenapparat aufzuspuhen.

Filippo Focardi: Falsche Freunde? Italiens Geschichtspolitik und die Frage der Mitschuld am Zweiten Weltkrieg. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2015

Sabine Bade

Verdrängte Opfer

Sogenannte „Berufsverbrecher“ sind als Opfer des NS- und des KZ-Systems bis heute kaum bekannt. Ihre Schicksale sind größtenteils unerforscht und die Narrative über sie folgen meist dem Klischee des der SS zuarbeitenden Kriminellen. Dem stellt sich die Arbeit von Dagmar Lieske entgegen. In ihrem Werk „Unbequeme Opfer? ‚Berufsverbrecher‘ als Häftlinge im KZ Sachsenhausen“ untersucht sie am Beispiel zahlreicher in Sachsenhausen inhaftierter „Berufsverbrecher“ deren Schicksale und Leben im Lager. Als Quellen dienen neben Akten der SS und Justizakten Erinnerungsberichte und Aussagen in Ermittlungsverfahren nach Kriegsende.

Das Buch ist in sechs Teile untergliedert, beginnt aber thematisch erst im zweiten Teil mit einem Überblick über die Verbrechensbekämpfung in der Weimarer Republik, die von den Nationalsozialisten oft als zu schwach angesehen wurde. Lieske zeigt Vorgehensweisen auf, die sich auch nach der „Machtübernahme“ der Nationalsozialisten fortsetzten, bevor sie im dritten Teil der Arbeit auf Veränderungen in der Verbrechensbekämpfung unter den Nationalsozialisten eingeht. Dabei skizziert die Autorin vor allem, wie sich das Vorgehen gegen Kriminelle verschärfte und mit welcher Willkür vorgegangen wurde. Diese behördliche Willkür zeigt sich auch im vierten Teil der Arbeit, in der es um Verhaftungsaktionen und erste Verbringungen von „Berufsverbrechern“ in das KZ Sachsenhausen geht. Lieske zeigt, wie sich der Kreis der zu verhaftenden Personen stetig ausweitete und beispielsweise auch um „wehrunwerte“ Personen ergänzt wurde.

Im fünften Teil schließlich beschäftigt Lieske sich ausführlich mit dem Leben der „Berufsverbrecher“ im KZ. Sie verdeutlicht an zahlreichen Beispielen die Heterogenität der Gruppe der „Berufsverbrecher“ und stellt dies den vorherrschenden Vorurteilen gegenüber. Es wird aufgezeigt, dass es auch in der totalen Welt des Konzentrationslagers, wenn auch nur in geringem Maß, Handlungsspielräume gab mit Phänomenen wie gegenseitiger Unterstützung, Sexualität oder Gerüchte, auch wenn alle diese Dinge zu Bestrafung führen konnten. Besonders interessant ist die Selbstverortung der Häftlinge innerhalb der Häftlingsgesellschaft. Für viele wird der farbige Winkel zum Teil der eigenen Identität, der auch nach der Zeit im Lager bleibt. Auch die Differenzen zwischen Teilen der Häftlingsgruppen, wie beispielsweise politischen Gefangenen und „Berufsverbrechern“ setzen sich in der Zeit nach der Befreiung fort. Und auch die Stigmatisierung der als „Berufsverbrecher“ inhaftierten Personen hält nach Ende des Krieges an, wie Lieske im sechsten Teil ihres Buches aufzeigt. Es wird beleuchtet, wie abgewertet „Berufsverbrecher“ im Gegensatz zu anderen Häftlingsgruppen behandelt werden. Im Gegensatz zu den aus politischen oder „rassischen“

Gründen Verfolgten erhalten sie fast durchgängig keinerlei Entschädigung, zu Prozessen werden sie als Zeugen oft nicht zugelassen und regelmäßig werden ihre Aussagen aufgrund ihrer Vorstrafen in Zweifel gezogen. Bis heute hat sich an dieser Haltung gegenüber dieser Opfergruppe nichts verändert, da sie formal-juristisch nicht zu den Opfern des Nationalsozialismus zählt. Daher ist es bedauerlich, dass dieser Teil bei Lieske so kurz ausfällt.

Lieske leistet mit ihrer Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Erforschung bisher kaum thematisierter Häftlingsgruppen in Konzentrationslagern. Durch die zahlreichen verwendeten Beispiele gelingt es ihr die Heterogenität der Gruppe aufzuzeigen und bestehenden Vorurteilen etwas entgegenzusetzen. Da die Beispiele meist nur den Vornamen und den Anfangsbuchstaben des Nachnamens

Buchbesprechungen

beinhalten, ist es allerdings aufgrund ihrer Fülle kaum möglich sich bei Rückbezugsnahme auf einen bereits erwähnten Fall noch an diesen zu erinnern.

Dennoch hat Dagmar Lieske ein Werk vorgelegt hat, dass dem Leser einen umfassenden Überblick über Lebens- und Leidenswege zahlreicher KZ-Häftlinge bietet, die bis heute in der Forschung und Erinnerung kaum Thema sind.

Dagmar Lieske: Unbequeme Opfer? „Berufsverbrecher“ als Häftlinge im KZ Sachsenhausen. Berlin: Metropol, 2016

Tatjana Döbert

„informationen“

Seit 1976 gibt der Studienkreis Deutscher Widerstand 1933 – 1945 die Zeitschrift „informationen“ heraus.

Ursprünglich als Informationsblatt über die Arbeit des Dokumentationsarchivs konzipiert, entwickelten sich die „informationen“ über die Jahre zu einer fundierten wissenschaftlichen Publikation mit wechselnden inhaltlichen Schwerpunkten.

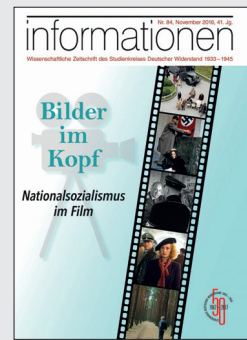


**50 Jahre Studienkreis
Deutscher Widerstand
1933-1945**

Nr. 85 (Juni 2017)

**Bilder im Kopf
Nationalsozialismus
im Film**

Nr. 84 (November 2016)

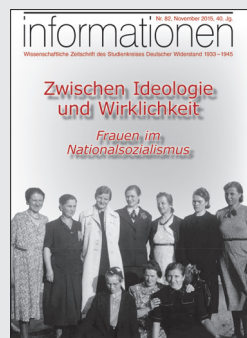


**Spanischer Bürgerkrieg.
Geschichte und Gegenwart**

Nr. 83 (Mai 2016)

**Zwischen Ideologie
und Wirklichkeit.
Frauen im
Nationalsozialismus**

Nr. 82 (November 2015)



Nähere Hinweise zu den „informationen“, die auch als Abonnement bezogen werden können, sowie zum Erwerb von einzelnen Ausgaben erhalten Sie beim

Studienkreis Deutscher Widerstand 1933-1945 e.V.

Rossertstraße 9, 60323 Frankfurt/Main

Telefon 069 721575

Mail: studienkreis@widerstand-1933-1945.de

Buchbesprechungen

Kinder des Widerstandes

Auf Initiative von vier Töchtern von Widerstandskämpferinnen und -kämpfern entstand vor wenigen Jahren die Gruppe „Kinder des Widerstandes“. Die Gruppe will dem antifaschistischen Kampf ihrer Eltern ein persönliches Gesicht geben und zeigen, welche Bedeutung der Widerstand für die einzelnen Menschen und deren Familien bis in die Gegenwart hat. Hierfür gehen die Gruppenmitglieder u.a. an Schulen um, als „Zeugen der Zeugen“ oder „Zweitzeugen“ (Eva Weyl) mit jungen Menschen ins Gespräch zu kommen. Eine kleine Broschüre, in der sieben Töchter und ein Sohn von Widerstandskämpferinnen und -kämpfern in kurzen, aber eindrücklichen Familienbiografien berichten, setzt dieses Projekt fort. Man bekommt auf diese Weise nicht nur einen ersten Einblick in die jeweilige

Biografie der Gegnerinnen und Gegner der NS-Regimes, die in dieser Publikation alle aus dem kommunistischen Widerstand kommen. Porträtiert werden die Widerstandskämpfer und Familien um Willi Kutz, Ernst und Christine Lückhardt sowie Anton und Wilhelmine Melchers, Willi Rattai, Gerd und Lieselotte Levy, Ettie und Peter Gingold, Artur Burmeister, Klara und Karl Schabrod und Albert und Elsa Lange sowie Gert Simoleit.

Deutlich wird darüber hinaus, dass sowohl die Biografen der überlebenden Widerstandskämpferinnen und -kämpfer nicht 1945 enden, sondern auch später fester Bestandteil der vorgestellten Familien sind. Vielfach standen sie auch nach 1945 in Opposition zu den gesellschaftlichen Verhältnissen. Eine alternative Geschichte der frühen Bundesrepublik wird in verschiedenen Biografen deutlich, in denen beispielsweise auch das KPD-Verbot 1956 oder das Thema Berufsverbote eine Rolle spielte. Eine Vielzahl an Bildern machen die persönlichen Familienporträts anschaulich. Lebendig werden

die Erzählungen auch, weil sie den Prozess der Auseinandersetzung mit den Familienbiografien andeuten und so manches Mal den Leser sprachlos werden lassen angesichts des krassen Umgangs mit den Gegnerinnen und Gegnern des NS-Regimes in der Bundesrepublik.

Mit zahlreichen erklärenden Fußnoten und dem erläuternden Anhang, der Begriffe wie Faschismus, Nationalsozialismus oder den Spartakusbund erklärt, wird Jugendlichen die Auseinandersetzung mit diesem Thema erleichtert. Es wäre begrüßenswert, wenn das Projekt weitere MitstreiterInnen oder NachahmerInnen finden würde, die, vielleicht auch aus anderen Widerstandsgruppen und -milieus kommend, ihre Erzählungen und Erfahrungen zu den hier vorliegenden ergänzen.

Inge Trambowsky u.a.: Kinder des Widerstandes. Antifaschismus als Aufgabe. Wuppertal: Eigenverlag, 2015

Thomas Altmeyer

Wieder gelesen

Lion Feuchtwanger

Der falsche Nero

Im französischen Exil verfasste Lion Feuchtwanger 1935/36 sein Werk „Der falsche Nero“. Dessen Handlung spielt zwar in der römischen Antike, thematisiert aber kaum versteckt Persönlichkeiten und Ereignisse im Deutschland der 1930er Jahre. Dem Leser begegnet in den Personen des Töpfers Terenz, des Leibeigenen Knops und des Hauptmanns Trebon ein bekanntes Triumvirat: Terenz, der sich zu höherem berufen fühlt, stellt Adolf Hitler dar, der listige Knops verkörpert Josef Goebbels, und dem beliebten Militär Trebon liegt die Gestalt Hermann Göring zugrunde.

Alle drei Figuren des Romans streben nach Macht. Terenz, weil er glaubt, zu

Größerem bestimmt zu sein. Knops will aus der Macht Vorteile für sich ziehen, und Trebon genießt die Macht und seine Beliebtheit in der Armee. Alle drei sind durch den ehemaligen Senator Varro an ihre Positionen gekommen. Varro hält die Fäden in der Hand und will durch Terenz, „seinen Nero“, die Verschmelzung von Ost und West herbeiführen, die einst Ziel des wahren Kaiser Nero war.

Neben den Figuren dieses Dreiergespanns sind für den Leser leicht erkennbar auch Ereignisse der NS-Zeit verarbeitet. Die Überflutung der Stadt Apamea etwa ist das Pendant zum Reichstagsbrand, und die „Woche der Messer und Dolche“ findet ihr reales Gegenstück in der „Nacht der langen Messer“.

Daher kann es kaum überraschen, dass „Der falsche Nero“ zwar 1936 im Querido-Verlag Amsterdam publiziert wurde, die deutsche Erstausgabe aber erst 1947 erscheinen konnte. Heute ist dieser Roman Feuchtwangers nicht mehr besonders populär; aber gerade in Zeiten des wieder erstarkenden Populismus zeigen sich im „Falschen Nero“ erneut Parallelen zur Gegenwart. Der Leser muss sich allerdings erst an Feuchtwangers teils eigenwilligen Schreibstil gewöhnen und sich auf die nicht unbedingt immer kurzweilige Lektüre einlassen.

Der Inhalt ist vielschichtig und wird von vielen Personen getragen. Zu Beginn begegnen wir Varro. Er will den Kaiser Nero wieder auferstehen lassen – für Varro zunächst nur ein Spiel. Er will Cejon, dem Gouverneur der Provinz Syrien und Feind aus Schulzeiten, eins auswischen, weil der eine Inspektionssteuer von ihm verlangt hat.

Um den Kaiser wieder zum Leben zu erwecken, besorgt Varro sich eine Marionette: den Töpfer Terenz. Schon zu Lebzeiten Neros war die Ähnlichkeit zwischen Kaiser und Töpfer nicht zu leugnen. Varro brachte Terenz damals zum Kaiser, der sofort Gefallen daran fand, den Töpfer als Kaiser zu verkleiden und sich von ihm imitieren zu lassen. Auch Terenz liebte seine Rolle. Noch Jahre nach dem Sturz des Nero im fernen Edessa sehnt er sich in die Rolle des Kaisers zurück.

Als Varro ihm dann im Zuge seines Spiels die Chance bietet, erneut zu Nero zu werden, ist Terenz begeistert. Doch Varro muss erst die Mächtigen Edessas dazu bringen, seinen Nero zu unterstützen. Dies gelingt ihm durch die Verlobung seiner Tochter Marcia mit Terenz-Nero. Marcia wendet sich daraufhin von ihrem Vater ab. Als Gouverneur Cejon klar wird, dass Varro hinter dem falschen Nero steckt, muss der ehemalige Senator nach Edessa fliehen und große Teile seines Besitzes zurücklassen.

Trotz aller Verluste scheint Varros Plan Aussicht auf Erfolg zu haben. Nahezu ganz Edessa glaubt mittlerweile, dass Terenz in Wahrheit der tot geglaubte Kaiser Nero ist. Und auch Terenz ist bald völlig von seiner eigenen Kaiserlichkeit überzeugt. Auch der Leibeigene Knops glaubt fest an seinen Herren und will möglichst viel Profit aus seinem Aufstieg ziehen. Als Terenz' Macht weiter zunimmt, wird Knops freigelassen und zum Staatssekretär des Kaisers ernannt.

Durch die Hochzeit mit Marcia ist Nero-Terenz' Herrschaft in Edessa gesichert. Um aber dauerhaft Nero bleiben und sich gegen Rom verteidigen zu können, muss sein Machtbereich ausgedehnt werden. Varro gelingt es König Philipp von Commagene für seinen Plan zu gewinnen. Nachdem auch Commagene Teil des kaiserlichen Machtbereichs wird, gesellt sich zu Kaiser und Staatssekretär der Hauptmann Trebon. Anfangs noch gemeinsam mit Varro und



Quelle: USC Libraries Special Collections (Foto: Florence Homolka).